

Mark Twain
Unterwegs mit den
Arglosen

DIE
ORIGINALREPORTAGEN
AUS EUROPA
UND DEM HEILIGEN LAND

Aus dem Amerikanischen
übersetzt und herausgegeben von
Alexander Pechmann

mare

Die vorliegende Übersetzung basiert auf dem von
Daniel Morley McKeithan herausgegebenen Sammelband
*Traveling with the Innocents Abroad. Mark Twain's Original Reports
from Europe and the Holy Land*, der 1958 bei der
University of Oklahoma Press in Norman erschienen ist.

Die Illustrationen stammen von Truman W. »True« Williams
und sind der Ausgabe *The Innocents Abroad, or The New Pilgrims' Progress*
von 1897 entnommen (American Publishing Company,
Hartford, Connecticut), zu finden in der Library of Congress
(Call Number: 8203642).

I. Auflage 2021

© 2021 by mareverlag, Hamburg

Einband- und Schubergestaltung

Nadja Zobel, Petra Kolßmann / mareverlag

Abbildung Schuber und Einband © Library of Congress,
Prints and Photographs Division, Washington, D.C., USA
(Reproduction Number: LC-DIG-ds-00792)

Karten Peter Palm, Berlin

Typografie Iris Farnschläder, mareverlag

Schrift Caslon

Druck und Bindung Kösel, Krugzell

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-655-3



www.mare.de

Inhalt

Vorbemerkung
von Alexander Pechmann – 9

Unterwegs mit den Arglosen

1. Die Azoren – 15
2. Abenteuer in Horta – 27
3. Gibraltar – 39
4. Tanger – 51
5. Wie die Mauren leben – 59
6. Versailles und Paris – 67
7. Genua – 74
8. Mailand – 84
9. Comer See – 93
10. Venedig – 103
11. Florenz – 112
12. Civitavecchia – 120
13. Quarantäne im Hafen von Neapel – 125
14. Die verschüttete Stadt Pompeji – 128
15. Besteigung des Vesuv – 139
16. Mehr über die Besteigung des Vesuv – 148
17. Abstieg vom Vesuv – 157

18. Das alte Athen – 166
19. Ankunft in Konstantinopel – 181
20. Die Krüppel von Konstantinopel – 189
21. Die Sitten der Mohammedaner – 196
22. Die Hunde von Konstantinopel – 201
23. Ein echtes türkisches Bad – 209
24. Sewastopol – 216
25. Ankunft in Odessa – 223
26. Ein Besuch beim russischen Zaren – 230
27. Mehr über Zar Alexander II. – 242
28. Gäste des Großfürsten – 253
29. Smyrna – 261
30. Smyrnas Sehenswürdigkeiten – 269
31. Vergangene Pracht – 276
32. Wir zelten – 285
33. Alles über Josua – 292
34. Porträt eines syrischen Dorfes – 300
35. Das ewige Damaskus – 307
36. Mehr über Damaskus – 316
37. Nach Banyas im Süden – 324
38. Der erste Tag in Palästina – 332
39. Aus den Annalen von Dutch Flat – 339
40. Aufstieg und Untergang Josephs – 347
41. Berühmte heilige Stätten – 356
42. Fromme Begeisterung der Pilger – 362
43. Die Erscheinung – 373
44. Der Berg Tabor und der verlorene Sohn – 383
45. Nazareth – 392
46. Jesreel und Samaria – 400
47. Ein seltsames Überbleibsel der Vergangenheit – 408
48. Wir erkunden Jerusalem – 418
49. Mehr biblische Stätten – 426

- 50. Ein heiliger Ort – 434
- 51. Der Ewige Jude – 440
- 52. Schluss mit den Sehenswürdigkeiten – 448
 - 53. Ein drohender Angriff – 454
 - 54. Bethlehem, das Tote Meer – 462
 - 55. Die Landschaft Palästinas – 471
- 56. Eine amerikanische Kolonie in Palästina – 478
 - 57. Wieder zu Hause – 483
 - 58. Zusammenfassung der Reise – 490

Anhang

- Nachwort von Alexander Pechmann – 501
- Anmerkungen – 511
- Die Schiffsbibliothek der *Quaker City* – 518
- Zeittafel: Mark Twains Leben und Werk – 520
- Editorische Notiz – 523
- Viten – 527



Mark Twain

Vorbemerkung

von Alexander Pechmann

Der Seitenraddampfer *Quaker City* war ein Veteran des amerikanischen Bürgerkriegs. Nachdem er sich viele Jahre als Blockadeschiff der Union bewährt hatte, wurde er nach Ende des Krieges im Juli 1865 versteigert und zum Passagierdampfer umgerüstet. Ein großer Speisesaal und fünfunddreißig Kabinen machten ihn bereit für die Verwirklichung eines lang gehegten Traums des populären Predigers Henry Ward Beecher – eine Reise nach Europa, ins Mittelmeer und zu den heiligen Stätten Palästinas, unter der Schirmherrschaft der Plymouth Church, Brooklyn, und offen für alle, die auf dem Schiff Platz finden konnten.

Im Frühjahr 1867 begannen zahlreiche Zeitungen von dem ehrgeizigen Plan der ersten amerikanischen Luxuskreuzfahrt zu berichten, und die Liste der Berühmtheiten, die sich angeblich auf große Fahrt begeben wollten, wurde immer länger. Kongressabgeordnete, Generäle und Schauspieler, die Gerüchten zufolge schon ihr Ticket gebucht hatten, sorgten für zunehmendes Interesse an der Reise und machten sie bis in die abgelegenen Provinzstädte des Mittleren Westens bekannt.

Mark Twain hatte Beecher im Februar desselben Jahres in Brooklyn predigen gehört und sofort ins Herz geschlossen. Die Vorstellung, an der Seite des eloquenten, lebhaften und humor-

vollen Geistlichen um die halbe Welt zu reisen, reizte ihn außerordentlich und entsprach vollkommen seiner unstillbaren Abenteuerlust: »Fünf Monate, frei von allen Sorgen und Kümernissen, in Gesellschaft von Menschen, die nur Vergnügen im Sinn haben und während der ganzen Fahrt kein Wort über geschäftliche Dinge verlieren. Ein herrlicher Gedanke.« Unverzüglich schickte er ein Telegramm an die Redaktion der Tageszeitung *The Daily Alta California*, San Francisco, für die er bereits als New-York-Korrespondent gearbeitet hatte: »Schicken Sie mir sofort 1200 Dollar. Ich möchte verreisen.« Nicht zuletzt angesichts des großen Erfolgs seiner Reportagen aus Hawaii, die 1866 in der *Daily Union*, Sacramento, abgedruckt worden waren (siehe *Post aus Hawaii*, mare 2010), bekam er tatsächlich die verlangte Summe und einen Vertrag über fünfzig Reisebriefe aus Europa und Palästina.

Kurz darauf erschien er unrasiert und mit deutlicher Whiskeyfahne an der Seite des Musikkritikers Edward House im Wall-Street-Büro des Kapitäns der *Quaker City*, Charles C. Duncan. House stellte den Reporter als »Reverend Mark Twain« vor, ein Baptistenprediger, der eben von den Sandwich-Inseln und San Francisco zurückgekehrt sei und sich Sorgen mache, ob er den Gottesdienst an der Seite von Mr. Beecher halten dürfe, da dieser einer anderen Konfession angehörte. »Sie sehen nicht wie ein Baptistenprediger aus«, erwiderte der Kapitän, »und Sie riechen auch nicht wie einer.«

Es war nicht der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. Mark Twain kehrte am nächsten Tag zurück, diesmal nüchtern, offenbarte seine Absicht, die Pilgerfahrt als Reporter zu begleiten, und zahlte den notwendigen Vorschuss von 125 Dollar für eine Koje an Bord der *Quaker City*. Duncan rechnete mit 110 Passagieren, einschließlich seiner eigenen Familie. Im April 1867 wurden allerdings viele Reservierungen storniert, als durchsicker-

te, dass Reverend Beecher seine Teilnahme abgesagt hatte. Kapitän Duncan ersetzte sein prominentes Zugpferd rasch durch General William T. Sherman, doch als der Kriegsheld in die westlichen Territorien abberufen wurde, um dort gegen Indianer zu kämpfen, schien es auf einmal fraglich, ob das Schiff jemals den Hafen verlassen würde. Nach Sherman verschwanden auch all die übrigen illustren Namen von der Passagierliste, die bald nur noch sechzig bis siebzig Personen zählte: pensionierte Lehrerinnen, ehemalige Offiziere, Geistliche, Ärzte, neureiche Fabrikbesitzer und Farmer aus Provinzstädtchen wie Circleville, Hydeville, Aurora und Fulton.

Mark Twain, der General Shermans Luxuskabine übernehmen durfte, sollte diesen überwiegend frommen und allzu selbstgefälligen Pilgern zu zweifelhaftem Ruhm verhelfen; zunächst durch seine Reportagen, danach durch das wohl berühmteste Reisebuch der amerikanischen Literatur, *The Innocents Abroad* (*Die Arglosen im Ausland*, 1869). Die ursprünglichen Berichte wurden für das Buch bearbeitet, ergänzt und geglättet, aber auch um viele schöne, respektlose, derbe und witzige Passagen gekürzt, sodass es sich lohnt, zum Ursprung zurückzukehren und sich auf den folgenden Seiten in die Originaltexte zu vertiefen. Fünfundzwanzig davon erschienen unter dem Sammeltitle »The Holy Land Expedition« in der *Daily Alta California*, die zusätzlich einen etwas rätselhaften Artikel aus dem *Observer*, Neapel, übernahm. Sechs weitere Reisebriefe wurden in der *New York Tribune* abgedruckt und ein abschließender, äußerst boshafter im *New York Herald*. Da Mark Twain seine Recherchen für verschiedene Zeitungen nutzte, kommt es an einigen wenigen Stellen zu inhaltlichen Überschneidungen. So gibt es zum Beispiel zwei Beschreibungen vom Besuch beim russischen Zaren – ursprünglich veröffentlicht in der *New York Tribune* und der *Daily Alta California*. Die jeweiligen Artikel enthalten allerdings so viele unterschiedliche

Details und Anekdoten, dass man nur ungern auf eine der beiden Versionen verzichten möchte.

Die Pilgerfahrt sollte sich nicht ganz so vergnüglich gestalten, wie Mark Twain es sich anfangs ausgemalt hatte. Als die *Quaker City* am 7. Juni 1867 um drei Uhr Nachmittag endlich auslaufen konnte, zeigte er sich jedoch ungemein erleichtert und freute sich auf das größte Abenteuer seines Lebens: »Wir haben eine Schar erstklassiger Leute an Bord und werden während der nächsten fünf bis sechs Monate eine lustige, gesellige, gemütliche Reise genießen. Und schließlich werden wir – mit ein wenig Glück – allesamt auf den Meeresgrund sinken. Denn es gibt kein schlimmeres Elend, als nach einer fröhlichen, sorglosen Fahrt wieder Land (und Arbeit) zu sichten.«

Unterwegs mit den Arglosen

1.

Die Azoren

HORTA, FAIAL, 19. JUNI [1867]

Nach zehn Tagen bei starkem Gegenwind, der unsere Fahrt verlangsamte, und schwerer See, die etwa zwanzig Passagiere rund um die Uhr seekrank machte, kamen wir heute frühmorgens in Sichtweite dieses beinahe unbekannten Landes.

Die Azoren liegen fast auf demselben Breitengrad wie San Francisco und New York und 2400 Meilen direkt östlich von der letztgenannten Stadt. Es sind neun oder zehn Inseln. Faial (ausgesprochen Fai-all) hat eine Fläche von ungefähr 28 000 Morgen¹ – zu groß für eine Farm und zu klein für zwei. Die Inseln gehören dem König von Portugal und wurden vor gut 450 Jahren entdeckt. Sie bestehen aus Hügeln und Bergen vulkanischen Ursprungs, und der Boden ist natürlich sehr fruchtbar. Die Hügel werden bis zu den Gipfeln sorgfältig bewirtschaftet, ebenso die Berge bis zu einer Höhe von 800 oder 900 Fuß. Mauern aus Lava, welche die Pflanzen vor den hier vorherrschenden rauen Winden schützen sollen, unterteilen jede Farm in unzählige kleine Quadrate, sodass ein Berghang einem riesigen Schachbrett gleicht. Die ganze Landschaft ist grün und schön; doch es ist eine friedliche, pastorale Schönheit, denn die Berge haben keine zerklüfteten Felsen – ihre Umrisse sind glatt und sanft gerundet. Selbst der große Pico ragt ebenmäßig aus dem Meer empor, bis zu einer Höhe von 7613 Fuß – eine gewaltige Pyramide aus sanf-

testem Grün, ohne Klüfte und Kerben, die ihre herrliche Symmetrie stören könnten.

Es gibt hier einen gewählten Gouverneur, doch ihm sitzt – salopp ausgedrückt – ein Militärgouverneur im Nacken, der ihn entmachten und das Zivilrecht aussetzen kann, wann immer es ihm in den Kram passt.

An Land

Diese Stadt Horta liegt im Schoß einer Gruppe bewirtschafteter Hügel, und ihre schneeweißen Häuser lugen überall aus einer Fülle prächtiger Vegetation heraus, die fast so vielfältig und üppig wie in den Tropen ist. Eine kleine Steinfestung, bestückt mit einem Dutzend kleiner Kanonen, herrscht über den Hafen, aber unsere Marine könnte sie wohl einnehmen, falls nötig. Zwei der Kanonen sind 250 Jahre alt. Sollte jemand irgendwann die Lunte zünden, würden sie explodieren und die Garnison zerstören.

Als wir vor Anker gingen, wurden wir sogleich von einem Schwarm plappernder, gestikulierender, dunkelhäutiger portugiesischer Bootsfahrer umringt, die wie Piraten aussahen und uns nicht verständlich machen konnten, was sie wollten, und auch unsere Antworten nicht verstanden. Ich dachte, unter solch einer Räuberbande müsse zwangsläufig jemand aus Kalifornien sein, und so war es tatsächlich. Ich fand einen, und dann kam unsere Truppe gut zurecht. Er hatte in San Francisco dem Teufel gedient und beherrschte unsere Sprache gut genug, um zu lügen und zu betrügen; wir mieteten also sein Boot und gingen an Land.

Am Kai empfing uns eine Schar barfußiger, zerlumpter und schmutziger Vagabunden beiderlei Geschlechts, und allesamt streckten sie, von Gastfreundschaft beseelt, die Hände aus. Dankbar ergriffen wir die Hände und schüttelten sie. Dann erst

wurde uns klar, dass sie uns hereingelegt hatten – sie streckten die Hände nur aus, um zu betteln.

Namhafte Amerikaner

Wir bahnten uns einen Weg durch die Menge und erwiesen als pflichtbewusste Bürger dem amerikanischen Konsul, Mr. Dabney, unseren Respekt. Sein Haus ist geräumig und steht inmitten eines Waldes aus seltenen Bäumen und Sträuchern, schönen Pflanzen und Blumen. Das Grundstück umfasst achtzehn Morgen und ist äußerst geschmackvoll angelegt. Die Familie Dabney stammt aus Neuengland; sie lebt hier seit sechzig Jahren und leitet seither das Konsulat – der Sohn folgte auf den Vater. Inzwischen sind sie schon fast die reichsten Bewohner der Insel und im Großen und Ganzen die vielleicht einflussreichsten und beliebtesten. Das gemeine Volk verehrt sie als Beschützer und treue Freunde.

Zwei Dabney-Söhne heirateten Töchter von Professor Webster, der vor zwölf oder fünfzehn Jahren wegen des Mordes an Dr. Parkman in Boston hingerichtet wurde.² Die Mädchen waren damals noch sehr jung, aber äußerst gebildet und begabt. Unmittelbar nach dem schweren Schicksalsschlag zog die Familie Webster nach Faial, um ihren Kummer vor der neugierigen Welt zu verbergen, und lebt seitdem im Exil. Ich erinnere mich noch an ein Zeitungsbild von dem Tag, als die jungen Mädchen zur Verhandlung ihres Vaters vor Gericht erschienen, konnte sie aber in den hübschen, gesetzten, würdevollen Damen, die wir heute trafen, nicht wiedererkennen. Der Ort ihres Exils war eine gute Wahl. In keinem zivilisierten Land hätten sie sich so vollständig aus der geschäftigen, sensationslüsternen Welt zurückziehen können. Diese Insel ist in Amerika so gut wie unbekannt – und zweifellos auch überall sonst. In den Zeitungen steht kaum je et-

was über sie, und fragt man einen klugen, belesenen Mann nach den dortigen Lebensbedingungen und Besonderheiten, antwortet er prompt, er wisse es nicht. Die Insel hat keine nennenswerten Exporte und importiert nicht mehr als doppelt so viel, wie sie ausführt. Niemand kommt hierher, und niemand geht fort. In Faial gibt es keine Nachrichten. Der Hunger nach Neuigkeiten ist ebenso unbekannt. Ein Portugiese von durchschnittlicher Intelligenz fragte heute, ob unser Bürgerkrieg vorbei sei. Jemand habe ihm das erzählt – oder zumindest glaubte er sich daran zu erinnern, dass ihm jemand dergleichen berichtet habe. Und als ein Passagier einem Offizier der Garnison Ausgaben der *Tribune*, des *Herald* und der *Times* gab, staunte er über Nachrichten aus Lissabon, die aktueller waren als jene, die er eben von dem kleinen monatlich eintreffenden Dampfer erhalten hatte. Man hatte ihm gesagt, sie seien über Kabel gekommen. Er wusste von einem Versuch vor zehn Jahren, ein Kabel zu verlegen, war aber irgendwie davon ausgegangen, dass es nicht funktioniert hatte.

Schläfrigkeit

Horta ist ein sehr langsamer Ort – langsam und langweilig und schläfrig. Die Bewohner pflügen mit einem Holzpflug wie einst Vater Abraham. Sie stecken nur ein Getreidekorn in einen Erdhaufen und häufeln eigentlich gar nicht. Sie nehmen sich drei Tage in der Woche frei und verbummeln die übrige Zeit. Dreschmaschinen verachten sie, wie auch alle anderen gottlosen Erfindungen gemäß der wahren jesuitischen Weisheit, nach welcher Unwissenheit ein Segen ist und Fortschritt Aufruhr bedeutet. Also zerstampft ein Ochse ihren Weizen auf dem Dreschboden, so wie zu Moses' Zeiten, als das Gebot erging, dass man einem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden soll.³ Doch das

langsamste und witzigste Ding von allen ist die Windmühle, mit der sie ihr Getreide mahlen. Sie mahlt rund zehn Scheffel am Tag. Das Getreide wird in einen Fülltrichter gekippt, von dort rieselt es in eine Rinne und schließlich unter die Mühlsteine – und ein fauler portugiesischer Flegel lehnt den ganzen Tag an diesen Steinen, hält das Getreide mit der Hand zurück und lässt nur eine angemessene Menge auf einmal auf die Mühlsteine fallen. Wie lange würde wohl ein Yankee hier stehen, bis er einen Weg findet, die Rinne zum Wackeln zu bringen, um so die Mühle automatisch zu füttern? Die untere Hälfte der Mühle besteht aus Stein – zehn Fuß hoch – und die obere aus schwerem Balkenwerk, an dem die Flügel befestigt sind. Weht der Wind aus der falschen Richtung, schirren sie ein paar Esel an und drehen den gesamten oberen Teil, bis die Flügel in der richtigen Position sind! Geht es noch dümmer? Sie wissen nicht einmal, wie man die Flügel beweglich macht, also drehen sie die Mühle. Beim Bau einer Sternwarte würden sie wohl das Teleskop fixieren und das Gebäude nach den Sternen ausrichten.

Das einzige Fahrzeug, das sie besitzen, ist ein schwerfälliger Wagen mit einem großen Korbgeflecht obendrauf und Rädern aus massiven, aus Baumstämmen gesägten Scheiben, wobei die Achse so an den Rädern befestigt ist, dass sich alles zusammen dreht. Sie haben keine Öfen und Kamine. Ihr Feuer machen sie in der Mitte des einen Zimmers, in dem die Familie haust, und zwar auf dem Fußboden – nur wenig Rauch entweicht durch die Schächte in den Wänden, der größte Teil zieht nicht ab. Zum Transport dienen meist kleine Esel, die zwar wesentlich größer sind als eine Katze, aber nicht größer als ein gewöhnliches Kalb. Der Esel und der Rest der Familie essen und schlafen im selben Zimmer. Das Heu, das der Esel zum Frühstück bekommt, ist gleichzeitig sein Lager, und wenn ihm nachts der Magen knurrt, frisst er seine Kissen, Matratze, Decke und alles andere. Der Esel

ist nicht so dumm wie sein Herr; er hat weniger Ungeziefer, ist nicht so unreinlich, hat mehr Bildung und Würde und ist im Großen und Ganzen der Ehrenwertere und Anständigere der beiden. Beide dürfen nicht wählen und haben zweifellos auch kein Interesse daran. Der Lohn der Arbeiter liegt zwischen zwanzig und sechsundzwanzig Cent am Tag, und der Handwerker verdient zwischen vierzig und sechzig Cent. Es reicht zum Leben, und das ist das Einzige, was diese Menschen kümmert. Man sagt, Arbeiter werden hier nicht plötzlich reich.

Jesuitenkirche

In Gemeinden wie diesen gedeiht der Mumpitz der Jesuiten. Wir besuchten eine rund zweihundert Jahre alte Kathedrale der Jesuiten und sahen dort ein Stück des echten Kreuzes unseres Erlösers. Es war poliert und hart und hervorragend erhalten, als hätte sich die furchtbare Tragödie auf dem Kalvarienberg erst gestern und nicht vor fast zwanzig Jahrhunderten zugetragen. Doch diese vertrauensvollen Menschen glauben unverdrossen an die Echtheit des Holzstücks.

In einer Kapelle der Kathedrale steht ein Altar mit einer Verkleidung aus reinem Silber – zumindest behaupten sie das, und ich schätze, man könnte es für ein paar Hundert die Tonne verscherbeln – und davor brennt ein ewiges Licht. Eine fromme Dame, die gestorben ist, hinterließ eine Geldsumme für eine unbegrenzte Zahl Messen zur Wahrung ihres Seelenfriedens und vereinbarte auch, dass dieses Licht Tag und Nacht brennen möge. Damit wir uns richtig verstehen: All das veranlasste sie vor ihrem Tod. Es ist eine sehr kleine Lampe, die nur schwach leuchtet, und ich glaube nicht, dass es ein großer Rückschlag für die Dame wäre, wenn sie erlöschen würde.

Der große Altar der Kathedrale und drei bis vier kleinere gleichen prächtigen Haufen aus vergoldetem Plunder und Lebkuchen und erinnerten mich stark an den kitschigen Flitter des chinesischen Tempels in San Francisco. Und sie haben etliche alte, heruntergekommene Apostel, die inmitten des Zierrats stehen; einige auf einem Bein, manche mit einem ausgeschlagenen Auge und einem hinterlistigen Ausdruck im anderen, einige mit zwei, drei fehlenden Fingern und ein paar mit zu wenig Nase, um sich zu schnäuzen – allesamt verkrüppelt und gehemmt und eher ein Fall für das Krankenhaus als für die Kathedrale.

Die Wände der Kanzel sind gekachelt und voller Bilder mit beinahe lebensgroßen Figuren, die sehr elegant gestaltet sind und gekleidet in die farbenfrohe Tracht des 17. Jahrhunderts. Die Bilderfolge sollte die Geschichte von irgendetwas oder irgendjemandem erzählen, aber keiner von uns war gebildet genug, um sie zu verstehen. Der alte Pater, der nahebei unter einem Grabstein mit dem Todesjahr 1686 ruhte, hätte sie uns erklären können, wenn er auferstanden wäre. Das tat er allerdings nicht.

Eselsritt

Auf dem Weg durch die Stadt stießen wir auf eine Schar kleiner Esel, zum Reiten gesattelt. Die Sattel waren – höflich ausgedrückt – eigenartig. Sie bestanden aus einer Art Sägebock mit einer kleinen Matratze obenauf, und diese Ausstattung bedeckte den Esel ungefähr zur Hälfte. Es gab keine Steigbügel, doch solche Hilfen waren eigentlich überflüssig – der Sattel war zum Reiten fast so gut geeignet wie ein Esstisch –, da man bis zu den Kniescheiben reichlich Halt fand. Eine Horde zerlumpter portugiesischer Maultiertreiber umzingelte uns und bot die Tiere für einen halben Dollar die Stunde an. Wieder wurden die Touris-

ten übers Ohr gehauen, denn der Marktpreis beträgt sechzehn Cent. Ein halbes Dutzend von uns erklimmte die lächerlichen Dinger, darunter auch Brown, obwohl er laut darüber schimpfte, dass man ihn dazu zwingt, auf den Hauptstraßen einer Stadt mit zehntausend Einwohnern ein so würdeloses Bild abzugeben.

Wir brachen auf. Es war kein Trab, Galopp oder Kanter, sondern eher eine wilde Jagd, die aus einer Mischung aller möglichen und unmöglichen Gangarten bestand. Man brauchte keine Sporen. Zu jedem Esel gehörten ein Treiber und dazu ein Dutzend Freiwillige, und sie schlugen die Esel mit ihren Stöcken, stachen sie mit ihren Spießen, schrien etwas, das wie »*Sekki-yah!*« klang, und lärmten und tobten schlimmer als in einem Irrenhaus. Diese Gauner gingen alle zu Fuß, aber das machte nichts, sie hielten dennoch Schritt – sie können einen Esel überholen und überleben. Unsere Prozession war alles in allem die lebhafteste und seltsamste, die ich je gesehen habe, und lockte Zuschauer auf die Balkone, wo auch immer wir vorbeizogen.

Brown konnte mit seinem Tier gar nichts anfangen. Der Esel tollte im Zickzack über die Straße, und die anderen Tiere stießen mit ihm zusammen; er schleuderte Brown gegen Karren und Hausecken; die Straße war von Steinmauern begrenzt, und der Esel schleifte Brown erst an einer, dann an der anderen Seite entlang, ging aber kein einziges Mal in der Mitte; schließlich erreichte er sein Geburtshaus, flitzte in den Salon und warf Brown dabei an der Eingangstür ab. Nachdem Brown wieder in den Sattel gestiegen war, sagte er zu dem Treiber: »Es reicht, von jetzt an machen Sie langsam.« Doch der Kerl verstand kein Englisch, er rief einfach »*Sekki-yah!*«, und der Esel sauste erneut davon wie eine Kanonenkugel. Er bog plötzlich um eine Ecke, und Brown flog kopfüber aus dem Sattel. Tatsächlich stolperten alle Maultiere über Reiter und Reittier, und der ganze Zug bildete einen Haufen. Nichts passiert. Ein Sturz von einem dieser Esel ist



»Sekki-yah!«

kaum schlimmer, als vom Sofa zu purzeln. Nach dem Unfall standen alle Esel still und warteten, dass die lärmenden Treiber die abgefallenen Sättel neu festzurten. Brown war ziemlich verärgert und wollte fluchen, doch jedes Mal, wenn er den Mund aufmachte, tat sein Tier dasselbe und ließ eine Reihe von Schreien vernehmen, die alles andere übertönten. Natürlich wurde Brown wütend; doch als er sich bückte, um seinen Hut aufzuheben, und der Esel ausschlug und seinen Allerwertesten traf, wurde er fuchsteufelswild. Er bahnte sich einen Weg durch all die Esel und

Treiber, und nach zwei Minuten hatte er einen Platz leer gefegt, der fast groß genug für einen Truppenappell war.

Es machte Spaß, um die windigen Berge und durch die schönen Canyons zu trappeln. Dieser Eselsritt hatte etwas Einzigartiges, Neuartiges an sich; er fühlte sich frisch, neu und belebend an und war hundertmal so viel wert wie die altbekannten und abgenutzten Lustbarkeiten zu Hause.

Wo das Russ-Straßenpflaster seinen Ursprung hat

Die Straßen waren wunderbar, und das kann man laut sagen. Die Insel hat nur eine Handvoll Bewohner – 25 000 –, und dennoch gibt es in den Vereinigten Staaten, abgesehen vom Central Park, keine so vorzüglichen Straßen. Wohin man auch geht, egal in welche Richtung, findet man entweder eine harte, glatte, ebene Durchfahrtsstraße, bestreut mit ein wenig schwarzem Lavasand und begrenzt von kleinen, sorgfältig mit glatten Kieseln gepflasterten Rinnsteinen (wie die Wege im Central Park), oder eine fest betonierte wie am Broadway. In New York ist viel vom Russ-Straßenpflaster⁴ die Rede, und man nennt es eine neue Erfindung – aber hier, auf dieser abgelegenen Insel, verwenden sie es seit zweihundert Jahren! Jede Straße in Horta ist ordentlich mit schweren Betonblöcken gepflastert, und die Oberfläche ist sauber und ebenmäßig wie ein Fußboden – nicht voller Schlaglöcher wie am Broadway. Jede Straße wird begrenzt von hohen, soliden Lavamauern, die in dieser Gegend, wo niemals Frost herrscht, tausend Jahre überdauern. Sie sind sehr dick und oft verputzt, außerdem getüncht und gekrönt mit vorstehenden Steinplatten. Bäume, die in Gärten stehen, lassen ihre Ranken herabhängen, und ihr helles Grün bildet vor den weiß getünchten oder natür-

lich schwarzen Lavamauern einen schönen Kontrast. Die Bäume und Ranken wachsen an manchen Stellen über die schmalen Straßen und schließen das Sonnenlicht aus, sodass man durch einen Tunnel zu reiten scheint. An beiden Seiten dieser Russ-Straßen ist ebenfalls ein kleiner, mit runden Kieseln gepflasterter Rinnstein. Die Pflaster, Straßen und Brücken werden alle von der Regierung gebaut.

Die Brücken bestehen aus einem einzigen Brückenbogen aus behauenen Stein, ohne Stützpfiler, und sind mit Platten aus Lavagestein und Mosaiken aus Kieselsteinen gepflastert. Überall stehen Mauern, Mauern, Mauern – allesamt geschmackvoll und hübsch –, die ewig halten; überall diese herrlichen Pflaster, so sauber, so glatt, so unzerstörbar. Und wenn es je Wege, Straßen und Hausfassaden gäbe, die vollkommen frei von jeder Spur von Dreck, Staub, Schmutz und jedweder Art Verunreinigung wären, so fände man sie in Horta, auf Faial. Die unteren Klassen, die Menschen und ihre Behausungen, sind schmutzig – doch damit hat es sich –, die Stadt und die Insel sind Wunder an Sauberkeit.

Horta wurde wohl nicht für einen Tag, sondern für die Ewigkeit gebaut. Die Häuser haben dicke Mauern aus Lava, außen verputzt und getüncht, sodass sie wie Schnee inmitten der grünen Vegetation leuchten – und ihre Dächer sind mit robusten Ziegeln bedeckt. An ihnen gibt es nichts Brennbares, sogar die Fußböden sind aus festgestampfter Erde oder mit Steinplatten gepflastert.

Wieder zurück

Nach einem Ritt von zehn Meilen kehrten wir zurück, und die unverwüstlichen Treiber hüpfen hinter uns her durch die Hauptstraße, stachelten die Esel an, schrien das immer gleiche »*Sekki-yah!*« und sangen:

We'ang Jeffah Davis on sowlah applah tree,
We'ang Jeffah Davis on sowlah applah tree,
We'ang Jeffah Davis on sowlah applah tree,
So we go molloching on!⁵

Als wir abstiegen und das Geschäftliche regeln wollten, übertraf das Schreien und Schimpfen, das Fluchen und Streiten der Maultiertreiber unter sich und mit uns jeden Krawall, den ich bislang erlebt habe. Ein Bursche wollte einen Dollar pro Stunde für die Nutzung seines Esels, ein anderer verlangte einen halben Dollar für das Antreiben des Tieres und noch einer einen Vierteldollar für seine Hilfe hierbei; zusätzlich legten rund vierzehn Fremdenführer Rechnungen vor, da sie uns den Weg durch die Stadt und Umgebung gezeigt hatten; und jeder dieser Teufel schrie lauter, bedrängte uns dreister und gestikulierte wilder als sein Nebemann. Letztlich bezahlten wir einen Führer und einen Treiber pro Esel und sagten den anderen, sie sollten sich dorthin scheren, wo der Pfeffer wächst. Wahrscheinlich sind sie noch nicht dorthin aufgebrochen, aber das ist nur eine Frage der Zeit.